

Gottfried Semper Architekturpreis 2011

Laudatio anlässlich der Preisverleihung des
Gottfried Semper Architekturpreises an
Frank Zimmermann am 20.10.2011



Wolfgang Kil

Nie wieder „Arbeiterschließfächer“

Laut seiner Stiftungssatzung soll der Gottfried Semper Architekturpreis eine Architektenpersönlichkeit ehren, „deren Werk sich durch besondere Qualitäten nachhaltigen Bauens auszeichnet.“ Neben der – selbstverständlich – hohen Qualität in architektonischer wie auch städtebaulicher Hinsicht sollen insbesondere vorbildliche Leistungen beim „klima-, ressourcen- und flächensparenden Bauen Berücksichtigung finden“. In seiner Laudatio auf Günter Pfeifer, den Preisträger des Jahres 2009, hatte Thomas Sieverts diese Aufzählung klassischer Kriterien noch um „die fundamentale Frage“ unserer heutigen Zeit ergänzt: „Wie müssen Architektur und Städtebau unter den Bedingungen radikal verminderten materiellen Wohlstands und einer radikal veränderten Energiesituation aussehen?“

Die Findungskommission des diesjährigen Preises hat sich diese dringliche Ermahnung zu Eigen gemacht und an den Anfang ihrer Kandidatensuche eine These gestellt: Klima-, Ressourcen- und Flächenschonung beginnt mit der Achtung dessen, was schon da ist. In der Nachhaltigkeitsdebatte sind ja manche vorgeschlagenen Wege umstritten, nur dieser eine nicht: Im Wettlauf um den kleinsten ökologischen Fußabdruck gewinnt fast immer der kreative Umgang mit dem Bestand.

Wer die stattliche Zahl seiner Wettbewerbserfolge und Preise sieht, mag sich unwillkürlich fragen, warum Frank Zimmermann zu den eher wenig bekannten Architekten im Lande zählt. Das mag daran liegen, dass er am liebsten in heimatlich vertrauten Gefilden baut – er zählt zu der Kategorie von Architekten, die Regionalismus gern auch als biografische Konsequenz begreifen.

Aber einmal – da hat er dann doch richtig Aufsehen erregt (und wurde damit prompt zum deutschen Beitrag zur Architekturbiennale Venedig 2004 eingeladen): mit dem spektakulären Rückbau eines elfgeschossigen Hochhauses in Plattenbauweise, aus dessen noch verwendbaren Bauelementen er fünf dreigeschossige Mehrfamilienhäuser konstruierte; die nutzten obendrein sogar noch die alten Kellergeschosse samt aller dazugehörigen Erschließungssysteme. Mit einem einzigen Schwenk konnte der Kran zugleich die Demontage des alten und die Montage der neuen Gebäude übernehmen – ein bautechnisches Recycling in bis dahin ungekannter Radikalität. Prompt fielen für die neuen, familienfreundlichen Wohnungen Baukosten (einschl. Rückbauanteil) von lediglich 1.150 € pro Quadratmeter an, was gemäß der Jurybegründung zum Bauherrenpreis 2003 „höchste Aufmerksamkeit aller verdient, die mit ähnlichen Situationen konfrontiert sind.“

„Ähnliche Situation“ – das bedeutet hier demografischer Wandel, Stadtschrumpfung, Reduzierung von überschüssigen Wohnungen. Ein ganzer Strauß von Problemen, dem sich ostdeutsche Architekten seit mehr als einem Jahrzehnt in ihren Heimatstädten gegenüber-

sehen. Aber nur wenige von ihnen haben sich dieser beispiellosen Aufgabe mit solcher Hartnäckigkeit und fachlichem Ehrgeiz gestellt wie Frank Zimmermann, der dem Thema „Stadtumbau“ von Beginn an mehr abgewinnen wollte als nur die reibungslose Vernichtung vermeintlich überflüssiger Baulichkeiten.

1959 in Schwerin geboren, ging Frank Zimmermann 1980 an die TU Dresden – Berufswunsch: Architekt. Vom Studium her eigentlich für Industriebau begeistert, heuerte er nach dem Diplom 1985 in der Cottbuser Niederlassung des BMK Kohle und Energie an, einem riesigen Industriebaubetrieb, der vom Kraftwerk bis zur Umspannstation alles baute, was auch nur entfernt mit Energieproduktion zu tun hatte. In der kurzen Zeit bis zur „Wende“ brachte Zimmermann es dort bis zum Projektverantwortlichen. 1990 wechselte er in eine frisch privatisierte Ingenieur-GmbH. Zwei Jahre später gründete er mit drei Kollegen das eigene Architekturbüro: zimmermann+partner.

Von da an hat Frank Zimmermann nahezu sein ganzes Berufsleben dem Umbauen, Revitalisieren und Neudefinieren von bereits vorhandener, verschlissener, aus ursprünglicher Nutzung gefallener Bausubstanz gewidmet. Ob bei der Umnutzung einer alten backsteinernen Fabrikanlage zum Behördenzentrum Peitz, bei der Erweiterung einer DDR-Typenschule zu einem Sportgymnasium (Cottbus 2006) oder (zeitgleich) bei der Verwandlung einer militärischen Fahrzeughalle zur Probebühne des Cottbuser Staatstheaters – der Phantasie für den Erhalt alter Baulichkeiten sind sichtlich keine Grenzen gesetzt. Dass er sich dabei auch vor Denkmalobjekten nicht fürchtet, denen er bei Bedarf würdige Neubauten respektvoll zur Seite stellt, kann man am Riedelstift, jenem ansehnlichen Cottbuser Monument der Neuen Sachlichkeit, ausgiebig betrachten.

Sein zentrales Interessen- und Aufgabenfeld fand und findet Zimmermann allerdings im Umgang mit dem Massenwohnungsbau der DDR, diesem – auch unter Architekten! – weithin ungeliebten, wenn nicht gar verachteten Baubestand einer ganzen Bauperiode, die versucht hatte – auf den gedanklichen Gleisen einer recht einseitig verstandenen Moderne – mit industrieller Serienfabrikation endlich „die Wohnungsfrage“ als fundamentales soziales Problem zu lösen. Was heute nun gemeinhin schon im Totschlagwort „Platte“ an Gering-schätzung dazu öffentlich geäußert wird, will Frank Zimmermann nicht auf jener Technologie sitzen lassen, deren sozialen Hintergrund er weiterhin ernst nimmt. Und (ja, das ist neu!) deren ökologische Potenzen er auszuloten entschlossen ist. Als Industriebauer hat er gelernt, technologische wie ökonomische Rationalität zu schätzen; als Architekt allerdings teilt er das ästhetische Unbehagen, das den landläufigen Erzeugnissen des industriellen Montagebaus diese vernichtende Kritik beschert hat. Und er hat den Mut zu einer eigenen Schlussfolgerung gefunden, die man für ihren Realismus genauso bewundern sollte wie für ihre Absage an den voreiligen Mainstream: Plattenbauten, so habe ich ihn vor Jahren einmal sagen hören, sind „eigentlich ganz normale Häuser, die nur zu früh, gewissermaßen im Rohbauzustand, bezogen wurden. Wenn man die wirklich mal zu Ende bauen, ihnen ordentliche Materialqualitäten angedeihen lassen würde, also für ein nobleres Finish sorgt – dann sind sie als Wohnwelten auch für heute tauglich.“

Gemäß dieser Devise hat er sich – stets in ausdauernder, enger Partnerschaft mit Wohnbaugesellschaften und -genossenschaften – in immer neuen Anläufen mit der Aufwertung von Plattenbauten beschäftigt. Es war Mitte der Neunziger, der große Exodus begann erste sichtbare Spuren in ostdeutsche Städte zu graben. In zunehmender Ratlosigkeit, schließlich Verzweiflung versuchten immer mehr Kommunalvermieter, ihre grauen Wohnwelten mit

bunten Fassadendekorationen aufzuschminken. Im Cottbuser Stadtteil Sachsendorf-Madlow dagegen hat Zimmermann Musterwohnungen für Mieter-Selbsthilfe entworfen, mit verschiebbaren Wänden, Glastüren und edlem Parkett, um sie für anspruchsvoller gewordene Nutzer attraktiv zu machen, ihnen womöglich eine Alternative zum Eigenheim anzubieten. Wer dort einmal umhergehen durfte, sah sich dem alten Traumziel von der „Villa auf der Etage“ ein deutliches Stück nähergebracht.

Dann, am gleichen Ort – immerhin Brandenburgs größte Neubausiedlung – nahm er sich die Elfgeschosser an der Theodor-Storm-Straße vor: Denen hat er neue Grundrisse eingeschrieben, damit sie auf heute veränderte Familienstrukturen und Wohnbedürfnisse passen; als Zugabe (aber nein, das gehörte ja zum Konzept) hat er mit gläsernen Eingangspavillons für vorzeigbare „Adressen“ gesorgt. „Der Plattenbau“, sagt Zimmermann, „beruht zwar auf der industriellen Serie, aber die konkreten Häuser unterscheiden sich untereinander doch erheblich. Sie sind von ihrem Standort, vom jeweiligen Umfeld geprägt. Also muss man, wie im Altbau, jedes Objekt von neuem analysieren. Es gibt keine allgemeingültigen Lösungen. Wir fangen jedes Mal von vorne an.“

Und so wurde in der Spreewaldstadt Lübbenau nicht nur ein völlig heruntergekommenes Punkthochhaus zu einem Mehrgenerationenhaus mit Altenwohnungen, Betreuungsservice, Café und öffentlicher Dachterrasse verwandelt, sondern zugleich dem unter Bewohnerverlusten arg leidenden Neubauviertel eine wichtige „Landmarke“ gerettet (2006). Im thüringischen Sondershausen haben sie einen stupiden Plattenbauriegel in eine mehrgliedrige, wohlproportionierte Baustruktur zerlegt und, neben der heute obligatorischen Wärmeschutz-Ertüchtigung, gleich das ganze Repertoire an sozialen Aufwertungsmaßnahmen realisiert – großzügige barrierefreie Grundrisse, Verglasung von Balkonen zu Wintergärten, rollstuhlgerechtes Wohnen, Mietergärten im Erdgeschoss. Leider ist es bisher bei dem einen Pilotbau geblieben, aber die ästhetischen Maßstäbe für das ganze Wohngebiet Wippertor sind damit unwiderruflich gesetzt (2007).

Maßstäbe gesetzt hat er auch in Senftenberg, wo ich neulich nach dem gerade erst im Bau befindlichen Stadt-Hafen suchte. Im Gewirr einiger abseitiger Wohngebietsstraßen stand mir plötzlich eine Erscheinung vor Augen: Drei makellos weiße Wohntürme (na ja, mit ihren sechs Geschossen besser „Türmchen“), elegant aufgereiht, man kann schon sagen strahlend präsentiert auf einer sorgsam modellierten und exakt bepflanzten Terrasse. Ich rieb mir die Augen: Das sollen die vormals leidlich vertrauten „Würfelhäuser Typ Cottbus“ sein – besser: Das sollen sie gewesen sein? Dieses Ebenmaß der Proportionen, dieses kantenscharfe Spiel aus Schatten und Licht? Unter Verzicht auf jegliche verzierende Zutat sind hier die – vom Industrietrott weithin verschütteten – Spuren der klassischen Moderne im Ideal der Montagesysteme wieder freigelegt. Wahrlich, hier hatte (um Zimmermanns eigene Formulierung zu benutzen) das unvollkommene Rohprodukt ein Finish bekommen, angesichts dessen es niemandem je wieder einfallen dürfte, von „Karnickelbuchten“ oder „Arbeiterschließfächern“ zu sprechen.

Eine Chance für die „Platte“? Leider leben wir in Zeiten, da ein solch unverkrampftes Bekenntnis längst nicht überall auf Mehrheiten trifft. Dem industriellen Massenwohnungsbau muss sein legitimer Platz im Repertoire städtischer Wohnformen wohl erst noch einmal zugewiesen werden – durch funktionale Anpassung, urbane Vervielfältigung, technische Modernisierung. Und ästhetische Aufwertung! Denn das wäre schließlich zu lernen vom überraschenden Revival der Gründerzeit: Deren Mietskasernenviertel, von mehreren Genera-

tionen gehasst wie gefürchtet, können wir heute nur deshalb so über alles schätzen, weil sie bis auf ihre Grundmauern umgemodelt und neu aufgerüstet wurden, mit piekfeinen Materialien zu Schmuckkästchen auffrisiert, wie sie in der wahren „Gründerzeit“ wohl nur in den seltensten Fällen erstrahlten. Runde acht Jahrzehnte hat es bis zu diesem Sinneswandel gedauert – soll noch einmal so lange Wartezeit tatenlos verstreichen?

Frank Zimmermann stellt sich immer aufs Neue dem Thema „Umbau“, weil er weiß, dass die Normalisierung der Planwelten der Moderne die nächste vor uns stehende Herausforderung ist, und zwar von Le Havre bis Wladiwostok. Solange Plattenbauten lediglich als „Rückbaureserve“ gelten, geht der Blick für die globale Dimension des Problems verloren. Denn die globale Dimension ist die ökologische: Auch die Bausubstanz der Moderne ist Ressource! Das wirft man nicht weg. Das baut man um, und dann nimmt man es mit in die Zukunft.

„Der Architekt, so heißt es heute oft, kann doch die Welt nicht verändern. Das ist irgendwie richtig“, schrieb unlängst der Berliner Soziologe Harald Bodenschatz, „aber wir brauchen Visionen, wie unsere überkommenen Städte, Zeugnisse einer hohen Kultur, in die Zukunft geführt werden können – in Respekt vor dem Vorhandenen, mit dem Ziel, dieses wertvolle Überlieferte zu verbessern und nicht durch Kahlschlag zu ersetzen. Pragmatische Visionen sind das Lebenselixier der Baukultur.“